

Ralf Romahn

Der Tigerbiss auf dem Weihnachtsmarkt

Authentische Kriminalfälle

Das Neue Berlin

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-02198-4

© 2015 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung eines Motivs von Fotolia

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Inhalt

Vorwort des Autors	7
Die Tote im Schnee	11
Der Tigerbiss auf dem Weihnachtsmarkt	61
Ein Bier für einen Doppelmord	105
Der Fensterer im Altersheim	153

Vorwort des Autors

Mein Berufsleben war unmittelbar geprägt von den Entwicklungen der späten DDR. Während des Aufstiegs bis in den Rang des Oberstleutnants lernte ich hier das ganze Spektrum der kriminalistischen Arbeit kennen. Meine Aufgaben erstreckten sich vom einfachen Streifendienst bis hin zur Organisation und Verwaltung wichtiger Bereiche der Kriminalpolizei; ich ermittelte gegen gewöhnliche Eierdiebe, straffällig gewordene ausländische Besucher und wichtige Entscheidungsträger, letztlich gegen den ehemaligen Generalsekretär Erich Honecker.

Ganz entscheidend für die Vielfältigkeit dieser Erlebnisse war dabei meine Tätigkeit bei der K – der Kriminalpolizei – in Berlin-Mitte. Nirgendwo sonst in dieser Stadt gab es eine derartige Ballung von Politik, Wissenschaft und Kultur. Hinzu kam, dass die Stadtbezirksgrenze zu zwei Dritteln gleichzeitig Staatsgrenze war. Besonders in Mitte bekam man so sehr schnell gesellschaftliche und politische Veränderungen zu spüren.

Ab 1987 änderte sich die Situation im Bezirk und damit auch für mich als Kriminalist rasant und umfassend. Schutzpolizei, Verkehrspolizei und Kriminal-

polizei waren immer häufiger für Ordnungseinsätze unterwegs. Sie mussten zum Brandenburger Tor, auf den Alexanderplatz und zu den Kirchen. Überall fanden Demonstrationen, Versammlungen und Mahnwachen statt. Die Bürger revoltierten, sie wollten eine andere, eine neue DDR. Sie wollten gehört werden, mitentscheiden, frei sein. Politisch motivierte Straftaten und Autokorsos nahmen zu, bei denen mit Fähnchen für die Ausreise in den Westen protestiert wurde.

Am 9. November 1989 entstand durch die Maueröffnung ein rechtsfreier Raum, der bis zur Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion am 3. Oktober 1990 bestehen blieb. Daraus ergaben sich äußerst komplizierte Situationen für die Polizei: Täglich gab es Veränderungen, es fehlte an allgemeinen Bewertungsmaßstäben und Richtlinien. Und die Ungewissheit hielt Einzug, mit der nicht alle Kollegen umzugehen wussten. Wir hingen – wie alle Bürger – zwischen Alt und Neu, nur dass uns für unsere berufliche Tätigkeit nicht selten die rechtliche Handhabe fehlte.

Im Januar 1990 fand eine große Umwandlung statt: Die Genossen waren nun Frau Kollegin oder Herr Kollege oder sie wurden namentlich angesprochen. Vier Monate später wurden wir entmilitarisiert, aus dem Leutnant wurde ein Kommissar und aus dem Major ein Rat. Und natürlich fragte sich jeder: Was wird aus mir, meiner Arbeitsgruppe, meiner Familie? Werde ich meine Arbeit behalten, und welchen Stellenwert wird sie haben – jetzt, da die DDR zur BRD gehört?

Neben den privaten Bedenken während der folgenden weitreichenden Umstrukturierungen inner-

halb der Polizeibehörde nahmen auch die beruflichen Herausforderungen deutlich zu. Durch die schnelle Öffnung der Grenzen entstanden in vielen Bereichen Schieflagen. Die Anzahl der Kunst- und Kulturdiebstähle stieg ins Unermessliche, die Währungsspekulanten hatten Hochkonjunktur, und mit der hochwertigen D-Mark wurden die DDR-Regale leergekauft. Es wurde immer schwerer, die öffentliche Ordnung sicherzustellen und auch aufrechtzuerhalten.

Häufig kam in dieser Umbruchssituation Kritik auf an der politisch gesteuerten Medienpolitik in der DDR. Die Bevölkerung war in Zeitungen, Funk und Fernsehen stets positiv motiviert worden, gesellschaftliche Fehlentwicklungen wurden verschwiegen oder nur am Rande erwähnt. Der »Feind« stand ganz klar im Westen, nicht im eigenen Land. Kriminalitätsentwicklungen gelangten kaum zur Veröffentlichung, und wenn doch, dann handelte es sich um Zahlen, die Jahre zurücklagen. Wir dürften keine Handlungsanleitungen für Straftaten geben, so hieß es intern. Verbrechen jedweder Art seien Ausnahmefälle, war der nach außen propagierte Tenor.

In diesem Buch nun möchte ich solche Ausnahmefälle vorstellen. Sie stammen aus meiner Zeit als Leiter »Untersuchung« im Stadtbezirk Mitte und als Leiter des Dezernats II »Leben und Gesundheit« im Präsidium der Volkspolizei. In den Geschichten bemühe ich mich bei der Schilderung des Hergangs redlich, immer auch Einsichten in die Arbeitsweise von Kriminalisten der DDR zu vermitteln und den Einfluss der gesellschaftlichen Begleitumstände nachvoll-

ziehbar zu machen. Alle Fälle haben sich tatsächlich zugetragen und wurden in ihrem Verlauf aus der Erinnerung nachgezeichnet. Dialoge wurden frei nachempfunden.

Mancher Kollege wird sich in diesen Fällen wiederfinden. Das ist gewollt und stellt erneut, jetzt nach 25 Jahren, ein großes Dankeschön an ihn dar. Ich hatte das große Glück, mit gut ausgebildeten und charakterlich anständigen Menschen zusammenzuarbeiten und dabei auch erfolgreich zu sein.

Kriminaloberrat a. D. Ralf Romahn
Berlin im Juni 2015

Die Tote im Schnee

»Meine Güte, was für ein Haufen!«, entfuhr es dem jungen Akademiker, während er seinen ratternden Trabant vor einem übermannshohen Schneeberg zum Stehen brachte. Riesige Schneemassen türmten sich auf dem Parkplatz der Bibliothek. Auch wenn schon seit einer Woche kein Schnee mehr gefallen war, erschwerten die inzwischen schmuddeligen Hügel das Durchkommen. Dem jungen Mann blieb allerdings keine Zeit, weiter über das Wetter und seine Begleitumstände nachzudenken. Er hatte es eilig. Voller Hast stieg er aus dem Wagen, so dass er die große Tauwasserpfütze neben der Fahrtür erst bemerkte, als seine Schuhe schon nass und seine Socken augenblicklich durchweicht waren. Ein ekeliges Gefühl. Er fluchte und lief, einen Beutel mit Büchern in der Hand, zügig weiter in Richtung Bibliothek.

Nach einem besonders kalten Winter und vielen Wochen tief unter dem Gefrierpunkt waren die Temperaturen im März 1986 erst seit einem Tag wieder über Null gestiegen. Die Spree war noch nicht einmal aufgetaut. Es würde dauern, bis sich die Eisschollen bedächtig vorwärts schoben. Bis vor Kurzem musste der von den Straßen geräumte Schnee irgendwo zwi-

schengelagert werden. Auf der Spreeinsel im Stadtzentrum, genau dort, wo der junge Mann sein Auto abgestellt hatte, machte sich dieser Umstand besonders bemerkbar. Der Parkplatz neben der Breiten Straße, Ecke Mühlendammbücke lag direkt an der Protokollstrecke, die von den Mitgliedern des Politbüros auf dem Weg zum Palast der Republik genutzt wurde. Die entsprechenden Straßen mussten stets einwandfrei geräumt sein, wenn täglich in einem genau geplanten Zeitfenster nacheinander die verschiedenen Funktionäre in ihren Dienstwagen die Strecke passierten. Der dabei anfallende Schnee wurde für gewöhnlich auf dem Parkplatz abgeschüttet, um dann regelmäßig über den Rand des Platzes in die Spree geschoben zu werden. In diesem Winter aber war dem Niederschlag nicht so leicht beizukommen. Der zugefrorene Fluss zwang die Stadtreinigung dazu, den Schnee am Ufer immer weiter aufzuhäufen.

Inzwischen gab das leichte Tauwetter Anlass zur Hoffnung. Für einen Bibliotheksbesucher mit nassen Socken war der schmelzende Schneeberg jedoch nur ein zusätzliches Ärgernis. Als der junge Mann drei Stunden später mit dem Bücherbeutel über der Schulter zu seinem Wagen zurückkam, stand ihm der Unmut ins Gesicht geschrieben. Den nassen Fuß setzte er möglichst nur kurz auf dem Boden auf, um nicht auffällig zu humpeln. Mehr noch als der kalte Fuß ärgerte ihn, dass er in der Bibliothek mit jedem zweiten Schritt ein schmatzendes Geräusch erzeugt hatte und ihn einige der anderen Besucher deshalb verstohlen von der Seite gemustert hatten. Nun wollte er schnell zum Wagen zurück und sehnte sich nach dem befrei-

enden Moment, in dem er den nassen Strumpf endlich würde ausziehen können. Die Pfütze hatte sich inzwischen weiter ausgebreitet und zwang ihn, sich mit etwas akrobatischem Geschick in den Wagen zu hangeln. Frustriert und keuchend schlug er mit der Hand auf das Armaturenbrett, um seinem Ärger Luft zu machen. Schließlich legte er seinen Bücherbeutel auf den Beifahrersitz und begann umständlich, den nassen Schuh aufzuschnüren. Die Fahrerkabine war eng, das Lenkrad im Weg. So beugte er sich daran vorbei, um seine Hände sehen zu können, während er die Schnürsenkel löste.

Gerade streifte er den Strumpf vom eiskalten Fuß, als sein Kopf heftig gegen das Lenkrad gestoßen wurde. Begleitet von einem dumpfen Geräusch, wurde der Trabant erschüttert, als wäre er gerammt worden. Mit schmerzdem Kopf und im festen Glauben, er sei Opfer eines Auffahrunfalls geworden, schnellte der Getroffene hoch. Plötzlich schaute er in ein Gesicht. Nur wenige Zentimeter entfernt, direkt vor der Windschutzscheibe, starrten ihn zwei Augen unverwandt an. Er schrie auf. Seine Stimme überschlug sich. Instinktiv riss er die Arme vor den Kopf und warf sich in den Sitz zurück. Dort verharrte er reglos. Der hohle, schreckliche Blick hatte ihn erwischt wie ein elektrischer Schlag. Es dauerte einige Sekunden, bis er die Panikstarre überwinden und durch seine Hände hindurch vorsichtig erneut nach dem schauen konnte, was sich auf der Kühlerhaube befand: In einer großen Menge Schnee lag dort eine Frau im halblangen Mantel. Bläulich blass und unbarmherzig blickte sie ihm weiter ins Gesicht. Hastig

und mit schreckverzerrter Miene sprang er aus dem Wagen und kümmerte sich nicht mehr darum, dass er in die Pfütze trat. Er wollte weg. Schnellstmöglich Abstand gewinnen und dem bohrenden Blick entkommen, den er noch immer spürte, so als wäre er physisch getroffen worden. Jede Faser seines Körpers stand unter Anspannung; sein Herz schlug bis zum Hals, die Schultern verkrampften. Mit noch immer vor der Brust erhobenen Armen stand er neben seinem Auto in der zentimetertiefen Pfütze und zitterte.

Aus dieser neuen Perspektive konnte er langsam eine Ahnung davon entwickeln, was wohl geschehen war: Genau über seinem Wagen schien sich aus dem gewaltigen Schneeberg ein großer Brocken gelöst zu haben und war auf seine Kühlerhaube gestürzt. Auch um den Wagen herum lag alles voll davon. Selbst der untere Teil des Frauenkörpers auf seinem Auto war noch von festgedrücktem Schnee umhüllt.

»Eine Leiche!«, entfuhr es dem inzwischen stark Frierenden. Wen interessierten schon nasse Füße oder das Auto – da lag eine tote Frau!

Allmählich begann er, die Situation zu realisieren – als würde er selbst langsam auftauen und etwas aus ihm herausbrechen. Er fasste sich, holte den fehlenden Schuh aus dem Auto und zog ihn so schnell er konnte über den pitschnassen Fuß. Dann rannte er hinüber zur Bibliothek, um die Polizei zu rufen.

Kurz darauf trafen mehrere Angehörige der Kriminalpolizei und ein Wagen der Feuerwehr auf dem Parkplatz ein. Zusammen mit zwei Kriminaltechnikern erschien auch der Leiter der Untersuchung der Kriminalpolizei von Mitte, Gerhardt, am Tatort.

»Da fahr ich selber hin!«, hatte er gerufen, als ihn die Nachricht erreichte, man habe mitten auf der Spreeinsel an der Protokollstrecke des Politbüros eine tiefgefrorene Frauenleiche gefunden.

»So kann ich mir selbst ein Bild von der Lage machen«, sagte er, als er in seinen Dienstwagen stieg. »Ihr haltet solange hier die Stellung, Genossen.«

Obwohl er erst Mitte dreißig war, hatte er bereits einige Tote zu sehen bekommen. Die Volkspolizei war natürlich immer zuerst vor Ort, wenn jemand einen Leichenfund meldete. Die Tatsache, dass Gerhardt besonderen Wert darauf legte, möglichst oft selbst als einer der Ersten am Tatort zu sein, forderte ihm nebenbei eben auch ab, den unveränderten Anblick von Toten ertragen zu lernen. Brandopfer nach Hausbränden, erst sehr spät entdeckte Verstorbene, Opfer schwerer Verkehrsunfälle, Selbstmörder, eine aus einer Schleuse an der Spree gezogene Wasserleiche – den verschiedensten, übel zugerichteten Toten war der Hauptmann der K schon begegnet. Eine tiefgefrorene Frau aber war ihm noch nicht untergekommen. Ort und Art des Leichenfundes erschienen ihm sogar kurios.

»So ein Mistwetter!«, entfuhr es einem der eintreffenden Beamten. »Wir müssen uns echt beeilen mit der Spurensicherung. Es taut, es matscht, unsere Spuren fließen weg. Also Beeilung, Kollegen, keine Zeit verlieren!«

Die Männer stapften los. Ein großer Teil des Schnees, der bis eben noch die Beine der völlig steifen Toten umhüllt hatte, war bereits abgefallen. Die Befragung des Zeugen wurde anberaumt.

»Nee, da war niemand auf dem Parkplatz«, beantwortete der junge Wagenbesitzer die Frage des Polizisten. Inzwischen hatte er sich sichtlich beruhigt. »Hab 'nen wahnsinnigen Schreck bekommen, als der Brocken auf meiner Kühlerhaube gelandet ist. Ein mächtiger Rums war das.« Ungläubig schüttelte er den Kopf.

»Kannten Sie die Tote?«

»Noch nie gesehen, die Frau.«

»Ich hoffe, Sie haben nichts angefasst am Tatort?«, fragte der Kriminalist mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Nee, natürlich nicht. Bin gleich in die Bibliothek, um die Polizei anzurufen. Danach bin ich wieder raus. Hat auch kein anderer was berührt.«

»Gut, dann können Sie jetzt gehen. Aber lassen Sie bitte noch Ihre Personalien vom Kollegen aufnehmen, ja?«

Der junge Mann trottete davon und fuhr dann mit dem Taxi nach Hause.

Während einer der Kriminaltechniker sich daran machte, Fotos von Tatort und Leiche aufzunehmen, betrachtete Gerhardt die Tote genauer. Soweit es ohne eine Lageveränderung festzustellen war, trug die Frau nichts an den Beinen. Auch ihre Unterwäsche schien zu fehlen. Dafür hatte sie einen knielangen Wintermantel an.

Den Hauptmann beschlich eine düstere Vorahnung. Er atmete tief durch und schaute sich dann das Gesicht genauer an: Die Tote war noch jung, Mitte zwanzig vielleicht. Sie schien überhaupt nicht verwest zu sein; die Kälte hatte ihren Leichnam offen-

bar konserviert, so dass er in einem guten Zustand war. Es war nicht leicht, ihren Gesichtsausdruck zu interpretieren. Die starren, aufgerissenen Augen und der etwas geöffnete Mund hätten Erschrecken oder Wut ausdrücken können. Allerdings fehlte der Rest der Spannung, der sich sonst im Gesicht einer aufgebracht lebenden Person finden lässt. Letztendlich blickte Gerhardt hier nur in eine Maske, einen zurückgebliebenen Abdruck dessen, was einst das Gesicht einer Person gewesen war.

Dem Ermittlungsleiter fiel es leichter, sich dem fremden Gesicht mit professioneller Distanz zu nähern – als wäre es ein gewöhnlicher Gegenstand, den er da untersuchte. Die aus seinem Hinterkopf hervordringende Vorstellung, wie es wäre, wenn dieses starre Frauengesicht noch lebendig wäre, wenn es eine Mimik besäße, unterdrückte er bewusst. Es hatte Dienstjahre gebraucht, diese Haltung anzunehmen.

Erneut betont schwer ausatmend, trat er vom Wagen zurück. Leutnant Glöckner, der Tatortfotograf, brauchte Raum für seine Arbeit. Mit der Praktica in der Hand war der Kriminaltechniker ganz in seinem Element. Er benutzte ein Modell der vierten Generation und behandelte es wie seinen Schatz.

»In unserem Land werden eindeutig die besten Kameras der Welt hergestellt. Das schafft sonst keiner«, pflegte Glöckner zu proklamieren, wenn ihn jemand nach seinem Arbeitsgerät fragte. Die Fotografie war für ihn nicht nur ein berufliches Handwerk, sondern auch eine private Leidenschaft. Für die Volkspolizeiinspektion in Mitte war das ein Glücksfall. Die Sicherheit und Genauigkeit, mit der Glöckner seine

Aufnahmen anfertigte, erleichterten die Dokumentation und Auswertung von Beweismaterial deutlich. Die Fotografien mussten in einem separaten Raum im Inspektionsgebäude entwickelt werden. Diese Aufgabe wurde nicht einfach an jemanden von außen delegiert, sondern gehörte zum Beruf der Kriminaltechniker. Allerdings widmete sich diesen Aufgaben nicht jeder Kriminalist mit dem gleichen Geschick und der Sorgfalt wie Glöckner. Wenn er nicht draußen im Einsatz war, beugte er sich mit großer Wahrscheinlichkeit gerade über ein Fixierbad. Während er bei Rotlicht in der Dunkelkammer beschäftigt war, konnten seine Kollegen ihn nur telefonisch erreichen.

Jetzt arbeitete Glöckner beinahe wie eine Maschine. Die Kriminaltechniker gehörten immer zu den Ersten an allen potenziellen Tatorten und waren an den Umgang mit Leichen noch besser gewöhnt als der Untersuchungsleiter. Glöckner war sonst eigentlich nicht das, was man sich unter einem harten Burschen vorstellte. Das Fotografieren von Toten war für ihn trotzdem nur ein technischer Vorgang. Er begegnete den grausigen Szenarien seines Berufes hauptsächlich durch Linse und Objektiv. Dafür war er dankbar. So konnte er Abstand gewinnen und den Leichen ein klein wenig ferner bleiben als sein Kollege Holetzki. Dieser schien abgebrüht und immer zu Scherzen aufgelegt zu sein. Er hatte ein einnehmendes Wesen, er unterhielt die Leute. Der Oberleutnant gehörte zu der Sorte untersetzter Schnauzbarträger, die entweder einen feixenden oder aber einen müden Eindruck machen. Dadurch unterschied er sich deutlich vom immer sauber rasierten, fleißig und manierlich anmu-

tenden Glöckner. Dessen graues Haar in Verbindung mit seinem steten Bemühen um umfassende Korrektheit ließ ihn oft wie den Vorgesetzten wirken. In Wahrheit jedoch arbeitete er im Schatten seines Kollegen und hatte auch den niedrigeren Dienstgrad.

Gerade versuchte Holetzki, mit einem Thermometer die aktuelle Temperatur in einem Mundwinkel der Leiche festzustellen. Ein Unterfangen, das sich aufgrund der Totenstarre als schwierig herausstellte, gleichzeitig aber seine Geistesgegenwart bewies: Er hatte bereits vorausgedacht und bemühte sich, den Gerichtsmedizinern die Arbeit an einem so fragilen Untersuchungsobjekt zu erleichtern, indem er so schnell wie möglich die Ausgangstemperatur für die Auftauprozedur protokollierte. Währenddessen beilte sich Glöckner mit einem Maßband, das er neben die verschiedenen Positionen des Fundorts gelegt hatte, einen Größenmaßstab für die spätere Beweisauswertung herzustellen und die wichtigsten Aufnahmen abzuschließen, bevor der Abtransport der Toten angeordnet wurde. Denn in Absprache mit der Feuerwehr wurde schnell klar, dass die Leiche sofort unter kontrollierten Bedingungen in die Gerichtsmedizin gebracht werden musste.

Die Feuerwehrleute organisierten einen Kühlwagen und hoben den Körper auf eine feste Bahre.

»Hey, packt mal mit an!«, rief einer seinen Kollegen zu, »die Frau bricht uns sonst auseinander!«

Das Manöver war umständlich und musste trotz der Eile mit größter Vorsicht durchgeführt werden. Als die Leiche für die Fahrt gesichert im Kühlwagen abfuhr, stellte sich die erste Erleichterung bei den Be-

teiligten ein. Jetzt musste erst einmal die Gerichtsmedizin ihre Arbeit machen.

Hauptmann Gerhardt fuhr zurück in sein Büro. Während der Fahrt fiel die Anspannung etwas von ihm ab – ebenso wie die innere Blockade gegen seine eigenen Befindlichkeiten zu der Sache. Noch bevor er wirklich bemerkte, wie seine Gedankengänge eine Eigendynamik entwickelten, entspannen sich die Überlegungen zu Persönlichkeit, Todesumständen oder einer möglichen Familie der Frau. Er selbst war gar nicht so viel älter als die Tote, die da einfach aus einem Schneeberg gefallen war. Solche Funde ließen ihn nicht kalt. Am Tatort und während der Arbeit musste er funktionieren; von einem Kriminalisten erwartete man das. Im Vordergrund stand dann der letzte Dienst an der verstorbenen Person. Sorgfältig zu arbeiten, alles zu erfassen, was für die Aufklärung des Falls wichtig und notwendig war und gegebenenfalls zur Ergreifung des Täters führen konnte, hatte Priorität. Da konnte man nicht einfach weich werden und in emotionale Grübeleien verfallen. Doch das war einfacher gesagt als getan. Seine Gefühle drohten zuweilen überzuborden.

Gerhardt zwang sich dann selbst wieder in eine professionelle Haltung zurück: »Was ist hier passiert? Was ist der Vorgang? Welche Spuren muss ich beachten? Was muss sofort erledigt werden?« Dieses kleine Mantra half ihm dabei, die Spur zu halten. Jetzt gab es erst einmal Arbeit zu erledigen.

Auch zu Hause dauerte es oft lange Zeit, bis er von den schlimmen Fällen sprach.

»Hattest du einen harten Tag?«, fragte ihn seine

Frau Helga dann, wenn er abends mit abwesendem Blick auf dem Sofa saß.

»Hm, ja. Entschuldige. Ich kann so schwer abschalten.« Er zuckte mit den Schultern und brachte nur ein schiefes Lächeln zuwege. »Aber du weißt ja, dass offene Fälle der absoluten Geheimhaltung unterliegen. Also frag besser nicht.« Außerdem wollte er all die Grausamkeit partout nicht mit ins heimische Wohnzimmer bringen. Helga verstand das und hakte nicht nach. Manchmal reichte es Gerhardt auch schon, mit den Kollegen nach Feierabend die Beklommenheit solcher Tage mit ein paar Bier wegzuspülen. Sie wussten, wie er sich fühlte; sie kannten die Schwierigkeit, Distanz zu wahren, aus eigener Erfahrung.

Noch hatte er allerdings keinen Feierabend und zügelte seine Gedanken, um sich auf die Arbeit zu konzentrieren und dem Fall der Toten im Schnee nachzuspüren.

Die Gerichtsmediziner tauten die Frauenleiche über drei Tage langsam in einer Kühlkammer auf und untersuchten sie sorgfältig. Die Obduktion ergab, dass sie vergewaltigt und erwürgt worden war. Ihren Ausweis und persönliche Sachen trug sie bei sich. Es handelte sich um eine 27-jährige DDR-Bürgerin aus Berlin-Pankow. Die Würgemale am Hals wurden noch einmal im Detail fotografiert und Spermaspuren sichergestellt. Die Sicherung von DNS war in den achtziger Jahren in der DDR längst keine Seltenheit mehr. Auch wenn die Ergebnisse der Auswertung solcher Spuren auch noch nicht als Beweis vor Gerichten zugelassen waren, leisteten sie den Ermittlern als Indizien doch oft eine große Hilfe.

Der Obduktionsbericht sowie die Angaben zur Person erreichten den Untersuchungsleiter der K in Mitte kurz vor der Mittagspause. Unter diesen Umständen verschob Gerhardt die Pause gern. Seine Neugier wuchs, was diesen Fall betraf. Ohne Genugtuung stellte er fest, dass sich seine anfängliche Vermutung, es könne sich um ein Sexualdelikt handeln, zutraf. Nun gab es eigentlich nichts mehr zu tun, als den Fall ein Stockwerk höher im Dezernat II bei der Morduntersuchungskommission, kurz MUK, abzugeben.

Bei der abschließenden Durchsicht der Akte aber wurde er stutzig. Der Name der Toten kam ihm bekannt vor.

Und plötzlich erinnerte er sich: »Katja Lehmann, Katja Lehmann – das ist doch die junge Frau, die im Dezember als vermisst gemeldet wurde!«

Er atmete tief durch und spürte, wie seine Konzentration blitzartig wieder zunahm. Voller Eifer ließ sich Gerhardt die Akte des Vermisstenfalls bringen und sah sie noch einmal genau durch. Ein großer Teil der Ermittlungsarbeit, die nun normalerweise für die Genossen von der MUK angestanden hätte, war von ihm und seinen Leuten ja bereits erledigt worden. Gerhardt rief sich die Details der Ermittlungen ins Gedächtnis zurück.

Der Fall begann im Dezember 1985 auf dem Berliner Weihnachtsmarkt am Alexanderplatz. Es herrschte nicht nur an den Ein- und Ausgängen Gedränge, sondern auch vor den verschiedenen Buden. Zwischen den zahlreichen Besuchern bahnten sich regelmäßig auch zwei Volkspolizisten ihren Weg. Sie waren nur

für den Weihnachtsmarkt zuständig und wurden von einem Teil ihrer Kollegen offen für ihren Einsatzort beneidet. Sie würden den Tag sicherlich an den Glühweinständen verbringen, während der Rest der Volkspolizisten im Büro oder auf der Straße ihren Dienst verrichten mussten, spotteten manche. Denjenigen jedoch, die selbst schon einmal auf dem großen Markt Streife gelaufen waren, konnte man damit nur ein Kopfschütteln entlocken. Denn spätestens nach einer Stunde war der Weihnachtszauber für die Diensthabenden verflogen, und es stellte sich Stress ein. Stundenlang im Menschengewirr aufmerksam zu bleiben, verlangte der Konzentration deutlich mehr ab, als im warmen Büro zu sitzen und geordneten Dienst am Schreibtisch zu schieben. Außerdem waren die Beamten ständig mit Anfragen der Besucher beschäftigt, gaben Richtungsweisungen zum Ausgang oder zu den Toiletten. Vermisste Kinder und betrunkene Störenfriede beendeten die Rundgänge oft vorzeitig und strafte die Vorurteile der spöttelnden Kollegen Lügen. Es war nicht nötig, viele Polizisten für die kleinen auf dem Weihnachtsmarkt anfallenden Delikte abzustellen. Für diejenigen, die tatsächlich Dienst hatten, war es aber trotzdem eine Erleichterung, wenn sie endlich von der Streife zurück in das Büro der Weihnachtsmarktleitung kamen.

An einem Dezemberabend wurden die diensthabenden Polizisten von einer jungen Frau angehalten.

»Meine Freundin ist verschwunden!«, erklärte sie aufgeregt.

Der Beamte versuchte, sie zu beruhigen, und fragte nach den näheren Umständen, worauf die Frau kräf-

tig ausatmete und sich sammelte: »Wir sind zusammen über den Markt gebummelt, haben was gegessen und Glühwein getrunken. Eigentlich wollten wir zusammen nach Hause gehen, aber plötzlich musste Katja aufs Klo. Sie ist dann rüber zu den S-Bahn-Bögen gelaufen. Da gibt's 'nen Toilettenwagen, in der Dircksenstraße.«

»Wann war das? Können Sie sich erinnern?«

»So gegen neun, halb zehn. Es war schon stockdunkel.« Tränen traten ihr in die Augen. »Wo kann sie denn nur sein?«

»Was passierte dann?«, hakte der Polizist nach.

»Ich habe 'ne ganze Weile gewartet, dachte ja, sie kommt gleich zurück. Bestimmt zwanzig Minuten. Es war ja auch ganz schön kalt. Irgendwann bin ich dann zu den Toilettenübergelaufen. Hab nach Katja gerufen und geschaut, ob ich in den Abteilen unten irgendwo Füße sehe. Aber sie war nirgends.«

»War sonst jemand da, den Sie hätten fragen können? Draußen vielleicht, vor dem Wagen?«

»Nee, da war keiner. Hat mich auch gewundert, schließlich muss jeder irgendwann aufs Klo. Ich bin dann kurz hin und her gelaufen, hab sie noch mal gerufen. Aber da war es ganz schön dunkel, in der Ecke. Ziemlich gruselig alles. Über mir ist dann noch die S-Bahn vorbeigerumpelt. Natürlich habe ich mir Sorgen um Katja gemacht. Klar, erst war ich genervt, aber dann ... Deshalb bin ich dann zum Weihnachtsmarkt zurück und habe einen Polizisten gesucht.«

»Vielleicht ist Ihre Freundin doch schon ohne Sie nach Hause gegangen? Weil sie Sie nicht wiedergefunden hat, als sie zurückkam?«

Die junge Frau überlegte angestrengt und nickte schließlich. »Kann natürlich sein. Vielleicht sind wir ja in dem Gedränge auf dem Markt aneinander vorbeigelaufen.«

»Eben.« Die beiden Volkspolizisten schauten sich kurz an und zuckten dann mit den Schultern. In gelassenem Tonfall, der von einem langen Tag im Umfeld von aufgeregten Weihnachtsmarktbesuchern herrührte, erklärten sie: »Leider können wir erst mal nichts weiter für Sie tun. Ihre Freundin ist eine erwachsene Frau, vielleicht hat sie sich einfach umentschieden. Nur weil sie eine Verabredung versäumt hat, ist sie ja noch kein Fall für die Polizei. Sie wird sich schon wieder anfinden. Und wenn Sie sie morgen auch nicht zu Hause antreffen, werden wir uns selbstverständlich darum kümmern.«

Sie nickten der Frau kurz zu, machten kehrt und verschwanden zwischen den Besuchern.

Nur widerwillig fand sich die Frau mit diesem Ergebnis ab. Da beide Freundinnen im gleichen Betrieb arbeiteten, wollte sie nun bis zum nächsten Tag warten. Sie würde nachfragen, was losgewesen war, wenn sie sich in der gleichen Schicht begegneten. Die junge Frau machte sich also auf den Weg nach Hause.

Ihre Hoffnungen allerdings wurden enttäuscht. Lehmann erschien nicht zur Arbeit und ließ auch sonst nichts von sich hören. Mit der festen Absicht, nicht eher zu gehen, bis eine richtige Suche anberaumt würde, machte sich die Zeugin zur nächsten Polizeiwache auf. Dieses Mal musste sie sich kaum ins Zeug legen – die Beamten nahmen die Vermisstenanzeige ohne Murren auf.

Als die Nachricht bei Gerhardt eingetroffen war, eröffnete er als Untersuchungsleiter des Bezirks das übliche Ermittlungsverfahren. Zunächst legte er die weiteren Schritte fest. Dass eine Person in Berlin kurzfristig oder für immer verschwand, war zuvor nicht an der Tagesordnung, aber bei Weitem auch keine Seltenheit. Gerade bei einer jungen Frau gab es viele mögliche Erklärungen für ein plötzliches Verschwinden. Es galt also zunächst, etwas über ihr Umfeld und die Lebensumstände herauszufinden, um erste Anhaltspunkte zu erarbeiten. Dafür ließen sich natürlich nicht einfach nur zwei Streifenpolizisten abstellen; diese Aufgabe war unter mehreren Ermittlungsgruppen aufzuteilen. Als Erstes setzte der Untersuchungsleiter die Kriminaltechnik auf die Wohnung an und wollte sie auch gleich begleiten. Zuvor wies er aber noch diejenigen Aufgaben, die eine längere Bearbeitungszeit erforderten, anderen Kriminalisten zu. Die Spezialisten für Betrugsfragen widmeten sich Ungeheimheiten in den Finanzen oder geschlossenen Verträgen der Vermissten; zwei weitere Beamte wurden mit der Befragung des persönlichen Umfelds betraut. Denn es empfahl sich unter dem Zeitdruck eines Vermisstenfalls, mit den intimsten und persönlichsten Anknüpfungspunkten zu beginnen.

Sobald Holetzki und Glöckner in Gerhardts Büro traten, begrüßte er kurz freundlich und bestellte telefonisch den Schlüsseldienst zur Wohnung der Vermissten. Gleich darauf fuhren alle drei gemeinsam zur Pankower Adresse. Dort trafen sie den Schlüsseldienstmitarbeiter vor einem vierstöckigen alten Mietshaus.

»Ah, guten Tag, die Herren Volkspolizisten«, grüßte der stark zu einer Seite gebeugt gehende Schloss- und Schlüsselmacher. Er arbeitete bereits über dreißig Jahre in diesem Beruf und hatte schon aus verschiedensten sonderbaren Gründen die Türen von Privatwohnungen geöffnet. Für die Polizei zu arbeiten, gehörte auch dazu und war schon lange nicht mehr aufregend. Die Polizisten grüßten zurück, verpassten aber die kurze Gelegenheit, sich ordnungsgemäß vorzustellen. Denn der Schlüsseldienstmitarbeiter lief, ohne innezuhalten, an ihnen vorbei zur Tür und schloss auf. Sie folgten ihm hinein ins Treppenhaus.

Der Alte redete etwas lauter weiter vor sich hin, drehte sich aber gar nicht erst zu den Polizisten um. Im Rhythmus der gemächlichen Schritte, mit denen er die ersten Treppenstufen hinaufstieg, fragte er mit einem Anflug von Entnervtheit in der Stimme: »Das is aber nich so eine Kiste, wo da einer vor sich hin modert, oder? Dit kann ich grade noch jebrauchen.«

»Das wollen wir mal nicht hoffen«, erwiderte Gerhardt verduzt.

Mit etwas Verzögerung setzte Holetzki an den Schlosser gerichtet nach: »Und wenn Sie einen Zahn zulegen, sind wir auch oben, bevor der Tod eintritt.«

Der Alte bewegte sich wirklich unerträglich langsam. Sie mussten nur in den dritten Stock, schienen aber minutenlang unterwegs zu sein. Das Haus war ein Altbau und verströmte den typischen, leicht muffigen Geruch: Backsteinkeller, Holzgeländer und die jeweils auf halber Treppe befindlichen Toiletten sorgten dafür, dass man diese Art von Wohnhaus auch blind hätte wiedererkennen können.

An der Wohnungstür angekommen, schloss der Bucklige auf, trat einen Schritt zur Seite und quittierte die getane Arbeit mit einem gleichgültigen »So.«

»Gut, danke. Sie können dann gehen.« Diesmal bestand Gerhardt darauf, dem Alten die Hand zu schütteln und sich nicht ignorieren zu lassen. Außerdem wollte er damit unterstreichen, dass er keine weitere Gesellschaft bei der anstehenden Arbeit wünschte. Die hohlen Kommentare eines Griesgrams konnten sich die Polizisten da drinnen auch ersparen.

Der Schlüsselmann humpelte davon, und Holetzki schlug hinter ihm die Tür zu. Bald stellten die Beamten fest, dass es im Inneren der Einraumwohnung zu dritt schnell recht eng wurde. Deshalb beschäftigte sich Holetzki in der Küche, während die anderen beiden das Wohnzimmer untersuchten. Die Vermisste trafen sie wie erwartet nicht an. Es wäre ja möglich gewesen, dass sie in der Zwischenzeit nach Hause zurückgekehrt war, aber das hielt Gerhardt inzwischen schon nicht mehr für wahrscheinlich.

Die Wohnung war spartanisch eingerichtet, verfügte aber über alles, was man brauchte: Ein Einpersonbett mit Beistelltisch, ein Schreibtisch und Kleiderschrank sowie ein kleiner Fernseher waren alles, was sich hier an Einrichtung befand. Das Zimmer war sehr aufgeräumt und zeigte keine Spuren eines Kampfes oder einer hastigen Flucht. Vorsichtshalber machte Glöckner trotzdem einige Bilder vom Raum. Danach warfen sie einen Blick in den Kleiderschrank, schauten in der Küche nach vorhandenen Betäubungsmitteln oder ähnlichem und suchten vergeblich nach persönlichen Briefen.

»Nichts«, sagte Holetzki resignierend.

Mit einem nachdenklichen Nicken pflichtete Gerhardt ihm bei: »Hoffen wir, dass die anderen Genossen mehr Erfolg haben als wir. Könnt ihr gleich mal zu den Toiletten in der Dircksenstraße fahren? Vielleicht gibt es dort ja doch etwas, das bislang übersehen worden ist.« Echte Hoffnungen darauf, auf einer am Tage viel besuchten öffentlichen Toilette noch brauchbare Spuren zu entdecken, hatte Gerhardt allerdings nicht. Aber er wollte nichts unversucht lassen.

»Na klar, sind schon auf dem Weg«, erwiderte Holetzki mit einem leichten Seufzer. »Bist du fertig, Glöckner?« Auch ihm war klar, dass die Arbeit bei den Toiletten unangenehm werden und wahrscheinlich ergebnislos sein würde.

Gerhardt fuhr zurück zum Inspektionsgebäude in der Keibelstraße. Dem Zustand der Wohnung nach zu urteilen, konnte zumindest davon ausgegangen werden, dass die Vermisste nicht vor Ort überfallen worden war. Auch eine geplante Republikflucht oder ein Abtauchen hätten sich eher vermuten lassen, wenn sie irgendwelche persönlichen Dinge mitgenommen hätte. Der Kleiderschrank war jedoch gefüllt, die Kleidung ordentlich aufgehängt oder zusammengelegt. Hätte sie sich aus dem Staub machen wollen, dann mit nicht viel mehr als den Sachen, die sie am Abend ihres Verschwindens am Leibe und bei sich getragen hatte. Ohne die Informationen aus ihrem Umfeld ließen sich aber keine Zusammenhänge herstellen.

Die Lage blieb unbestimmt. Schleuser waren erfinderisch, wenn es darum ging, ihre Spuren zu

verwischen. Allein dass es sich um einen Fall von Selbstmord handeln könnte, hielt Gerhardt für ausgeschlossen. Denn wer geht erst mit der Freundin und Kollegin auf den Weihnachtsmarkt, amüsiert sich, um sich danach ohne Verabschiedung und mit der Ausrede, auf die Toilette zu müssen, das Leben zu nehmen? Das war Unsinn.

Vor Ende ihrer Schicht kamen Glöckner und Holetzki noch in Gerhardts Büro vorbei.

»Ich muss dich enttäuschen, Genosse.« Holetzki trat an den Schreibtisch seines Vorgesetzten. »Da war einfach nichts Brauchbares zu finden. Wir haben auch um den S-Bahn-Bogen herum gesucht. Nichts. Da sind inzwischen einfach zu viele Leute unterwegs gewesen. Aber Glöckner hat trotzdem einige Bilder gemacht – für einen späteren Abgleich.« Er klopfte zweimal an die Innenseite des Türrahmens, um sich zu verabschieden.

Mit einem Anflug von Eifer in der Stimme, der wohl die Stimmung heben sollte, erklärte Glöckner: »Ich mache mich noch ans Entwickeln der Bilder. Darauf erkennt man manchmal doch noch etwas, das man vor Ort mit bloßem Auge völlig übersehen hat.« Dann verabschiedete auch er sich, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand in den Gängen des Polizeigebäudes.